



Pawel Salzman Erinnerungen an die Blockade

Mai 1941 – Februar 1942

*Aus dem Russischen
von Christiane Körner*

*Mit einem Nachwort
von Polina Barskova*

Friedenauer Presse

JENSEITS DER MENSCHLICHKEIT

*Vorbemerkung
der Übersetzerin*

Die Belagerung Leningrads durch die deutsche Wehrmacht begann am 8. September 1941 und endete erst nach fast zweieinhalb Jahren, am 27. Januar 1944. In dieser Zeit wurde eines der entsetzlichsten Verbrechen des Zweiten Weltkriegs verübt, die Vernichtung von etwa einer Million Menschen durch Kälte, Krankheiten, Bombardements, vor allem aber durch Hunger. Der Tod dieser Zivilisten, Hunderttausender Frauen, Männer, Kinder, war nicht etwa billigend in Kauf genommen, sondern bewusst eingesetzt worden: Hunger war ein Hauptbestandteil der Strategie zur Niederwerfung Leningrads, da er die Heereskräfte schonte; der rassistische Vernichtungskrieg der Deutschen sah die Entvölkerung sowjetischer Städte durch Hunger vor. Der Massenmord an den Bewohnern Leningrads stellt einen Zivilisationsbruch dar, den das öffentliche Bewusstsein hierzulande bei Weitem noch nicht angemessen realisiert hat.

Pawel Salzman ist 29 Jahre alt, als die Stadt, in der er mit seinen Eltern, seiner Frau Rosa und seiner einjährigen Tochter Lotta lebt, von deutschen Truppen

eingeschlossen wird. Sein Vater, ehemaliger Offizier in der Zarenarmee, ist deutscher Abstammung, seine Mutter Maria, geborene Ornstein, ist Jüdin. Die Familie lebte zunächst in Odessa; als der Vater nach der Revolution seinen Abschied nahm, begann ein Wanderleben durch die Ukraine, das heutige Moldawien und Südrussland. Völlig verarmt, lassen sich die Salzmanns 1925 in Leningrad nieder. Nach seinem Schulabschluss arbeitet Pawel für diverse Filmstudios, 1930 wird er Szenenbildner bei Lenfilm; seit seinem 17. Lebensjahr ist er der alleinige Ernährer der Familie.

Mit Lenfilm reist Pawel Salzmann auf die Krim, nach Karelien, Sibirien, Tadschikistan. Aber seine künstlerische Energie bleibt nicht auf den Film beschränkt. Seit seiner Jugend schreibt er Gedichte, in den 1930er Jahren arbeitet er an dem hochexperimentellen Romanfragment *Die Welpen* (Matthes & Seitz Berlin 2016), er steht mit der avantgardistischen Gruppe OBERIU in Verbindung, verkehrt mit Danil Charms und Alexander Wwedenski. Gleichzeitig zeichnet und malt er, rätselhafte Landschaften, stumme Porträts, quälende Labyrinth; sein Lehrer ist Pawel Filonow, der Begründer der »Meister der analytischen Kunst«. Dieses erfüllte künstlerische Leben, das er der Sowjetdiktatur, gesellschaftlichen Zwängen und materiellen Entbehrungen abringt, findet durch das Schließen des Belagerungsringes rund um Leningrad ein fürchterliches Ende.

Salzman hat mehr oder weniger sein ganzes Leben hindurch Tagebuch geführt. Es gab längere Pausen, dann wieder häufige Einträge, wie zum Beispiel in den 1930er Jahren zahlreiche detaillierte Reisebeschreibungen. Zwischen April 1941 und Juli 1942 jedoch klafft eine Lücke, die für die Sprachlosigkeit angesichts von Krieg und Blockade zu stehen scheint. Offenbar musste Salzman diese Zeit aber irgendwie doch in Worte fassen. An Anfang und Ende einer Kladde, die ansonsten Tagebucheinträge vom 18. April 1943 bis zum 23. Juni 1944 enthält, findet sich der hier publizierte Text. Es ist also anzunehmen, dass der Autor im Frühjahr 1943, in der Evakuierung in Alma-Ata, zu den Erlebnissen der Blockadezeit zurückkehrt und sie schriftlich fixiert.

Die Notierungen haben eine eigentümliche Form. Zunächst hat Salzman seine Erinnerungen offenbar hastig mit Bleistift niedergeschrieben. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden die Wörter und Sätze des Textes mit Kuli nachgezogen, zum Teil mehrfach, und bei diesem Überschreibungsprozess wurden Korrekturen vorgenommen. Pawel Salzman hat sich also der Qual ausgesetzt, seine Erinnerungen an diese Zeit unmenschlichen Leids mehrere Male nachzuschreiben. Die erste, mutmaßlich emotionalste, schmerzhafteste Variante, die so nicht stehenbleiben durfte, wurde dabei von dem Ringen um Sagbarkeit überdeckt und gleichzeitig unter den weiteren Fassungen bewahrt.

Der mühsame Prozess zeigt sich in der bisweilen stockenden, stolpernden Syntax, in kleineren Brüchen logischer Bezüge, in scheinbar redundanten Wiederholungen. Es ist, als sähe man beim Abspielen eines Films immer wieder für Sekundenbruchteile die weiße Leinwand.

Der Text bricht am Ende der Kladde unvermittelt ab. Nicht ausgeschlossen, dass der Autor ihn in einem anderen Heft fortgesetzt hat, das verlorenging. Es ist aber auch möglich, dass er sich nicht imstande sah, nach der Schilderung des Todes seines Vaters auch noch über den Hungertod seiner Mutter am 22. Februar 1942 zu schreiben.

Die Blockadeerinnerungen wurden erstmals in der Zeitschrift *Znamja*, 2012/5, veröffentlicht, später in einer Auswahl von Pawel Salzmans Tagebüchern (*Oskolki razbitogo vdrebezgi / Splitter von tausend Scherben. Tagebücher und Erinnerungen 1925–1955*, hg. von Alexej Susmanowitsch und Ilja Kukuj, Moskau 2017, S. 204–246).

Die Evakuierung im Juli 1942 rettete Pawel Salzman quasi mehrfach das Leben: Unmittelbar vor der Abreise sollte er wegen seiner deutschen Herkunft deportiert werden, was bei seinem Gesundheitszustand den sicheren Tod bedeutet hätte. In Alma-Ata war es jedoch sehr schwer, sich eine Existenz aufzubauen. Es gab keine Verdienstmöglichkeit, keine menschenwürdige Unterkunft für die Familie; die Gefahr einer

Deportation blieb während des gesamten Krieges bestehen. Später verlor Salzman während Stalins anti-semitischer Hetzkampagne seine Stelle bei Kasachfilm, dieses Mal wegen seiner jüdischen Mutter. Nach Stalins Tod wieder eingestellt, stieg er mit den Jahren zum Chefausstatter auf, schuf in Alma-Ata Fassadenkunst, erlebte eine große Einzelausstellung seiner Gemälde, war anerkannt. Am 20. Dezember 1985 starb Pawel Salzman im Alter von 73 Jahren an den Folgen eines Herzinfarkts.

Wenn seine bildende Kunst auch schließlich ihr Publikum gefunden hatte – seine Texte ließ er ausnahmslos in der Schublade. Hätte er sie nicht geschrieben, so hätte er, wie Polina Barskova ausführt, vielleicht nicht lange überlebt. Und seine schonungslosen, harten, sprachmächtigen Zeugnisse traumatischen Geschehens hätten als Lakune in der Weltliteratur geklafft. Gedichte von Pawel Salzman gibt es in englischer Übersetzung. Nun sind, neben seinem Roman, die Blockadeerinnerungen auf Deutsch zu lesen. Dass es Deutsche waren, die das Menschheitsverbrechen der Leningrader Blockade geplant und durchgeführt haben, sollte man beim Lesen keinen Moment vergessen.

Christiane Körner

Frankfurt am Main, 6. Februar 2022

Die Zeichen in den Blockadeerinnerungen stammen von den Herausgebern des russischen Originals und bedeuten:

< > Rekonstruktionen und Ergänzungen

<...> nicht dechiffrierbare Stellen

<?> fragwürdige Stellen

[] vom Autor durchgestrichene, aber lesbare Stelle

Ich fegte selber sorgfältig die Küche. Unterm Ausguss, an dem wir uns wuschen, war es schwarz und nass. Umsonst hatte ich ihn zwei Mal mit Ölfarbe gestrichen. Die weißen Farbschichten lösten sich in nassen Röllchen und wurden weggewaschen. Nach jedem Abreiben kam rostiges Geschmiere zum Vorschein. Hinter dem Wasserrohr löste sich der feuchte Putz, ließ vermoderte Bretter sehen. Die Finger klaubten pappigen Schmutz heraus. Ebenso säuberte ich das Klosett, rieb mit Lappen und Händen den Rost von dem englischen Becken, brachte haufenweise nassen Putz vor die Tür. Doch die Spinne, die als Spinnennetz vorm ganzen zugekitteten Fensterchen hing, ließ ich stets in Ruhe, weil Vater ihre Stille und Akkuratess schätzte und auch mich dafür gewonnen hatte.

Danach stellte ich das Küchengeschirr auf die Borde, auf denen sauberes Papier lag, ging ins ausgefegte Zimmer zurück (gewischt wurde bei uns selten, die Bohlen waren ungestrichen und schiefgetreten und hatten große Ritzen mit Erde drin) und widmete mich, zufrieden mit der erledigten Arbeit, angenehmen Dingen. Ich breitete den violetten Suzani aus Andischan übers Bett, rückte die Kissen exakt zurecht und legte den kleineren, hellblauen Suzani aus bestickter Kaschgar-Seide darauf, den ich, glaube ich, in Chodschent¹ gekauft hatte. Die Monographien und die *Alten Jahre*² auf dem Bücherregal bedeckte ich mit einem schwarzen Belwok³, den ich während der

Dreharbeiten in Chodschikent erhandelt hatte. Darauf lagen zwei kasachische Kalpaks – ich nannte sie Malachai –, ein weißer und ein roter. Darüber hing eine Schamanentrommel vom Altai; die Götzenfigur, die als Spreize und Handgriff diente, hatte als Augen Soldatenknöpfe und als Arme einen gedrehten Quersteg, an dem Metallfinger klapperten. Auf Vaters Regal aus Odessa ordnete ich oben die Photographien von Großmutter und den Schwestern und unten meine Lieblingsbücher: Schukowski, Lermontow (*Die Maskerade*, letzte Fassung), Majakowski 1909–1919, das Evangelium, Defoes *Robinson*, Swift, aus Vaters Odessaer Bibliothek Dante (*Die göttliche Komödie* in weißem Einband), die Japaner, Hoffmann, Kleist, Gogols *Abende <auf dem Weiler bei Dikanka>*, Edgar Poes *Arthur Gordon Pym* (auch eins von Vaters Büchern), Dostojewski, Schillers *Räuber*, von Cervantes Novellen und *Don Quixote* (aus dem kleinen Buchlädchen auf dem Sagorodny⁴), Hauff, Perrault, Molière (*Don Juan*), die Grimms und Mickiewicz' *<Pan Tadeusz czyli> Ostatni zajazd na Litwie*. Das konnte sich etwas ändern, aber in der Hauptsache blieb es so.

Über Lottotschkas Bettchen hing ein roter Belwok, den Rosa und ich in Chodschikent in einem Nachbarhof gekauft hatten. Auf den Esstisch legte ich das goldene Tischtuch. Ich hatte es auf dem Bazar in Chodschent zwischen Alteisen auf dem Boden gesehen und 60 Rubel dafür bezahlt. Ich betrachtete es

damals voller Freude, wenn es unter dem Aprikosenbaum in Chschikat⁵ im Gras lag, und hob es für Festtage auf. Der Goldbrokat war an den Tischkanten ein wenig nachgedunkelt, obwohl wir zum Essen eins von den weißen Tischtüchern drauflegten. Mutter kaufte sie immer rechtzeitig nach.

Ich wischte Staub auf meinem Tisch, wo die Mayas und Terrakotten aus Werchneudinsk⁶ standen und die usbekischen Gebetssammlungen aus Oscha und die Ikonen aus Karelien und Irkutsk lagen. Ich betrachtete meine Bilder. Das dunkle Zimmer mit der braunen Prägetapete – 22 Quadratmeter, in der Mitte der Esstisch, zwischen den beiden Fenstern das altvertraute Klavier, das Wachstumsofa, bedeckt mit dem von der Wand herabhängenden gestreiften Palas, Mutters Porträt im handgearbeiteten Jugendstil-Rahmen (ein Geschenk von einem Offiziersbekannten) und Großmutters Spiegel auf dem Klavier neben den Noten – war aufgeräumt. Ich freute mich an den versammelten Dingen. Bei uns hatte alles seine Ordnung.

Mit Vaters Zimmer war ich weniger gründlich. Der Gintar⁷, der ihn im Dienst auf allen Reisen, auf Manövern, wohl sogar nach Kreta begleitet hatte und in dessen Fächern Vaters Sachen lagen, und Mutters einfaches Bett nahmen in dem Zimmer, das sich wie ein Sarg vom Fenster her verengte, einen Großteil der Wände ein. Die Truhe am Fußende schmückte ich mit einem zerschissenen Teppich aus Moldawien. Auf

Vaters kleinem Tisch zwischen Tür und Fenster mit dem Schubfach voller Krimskrams, den ich gewöhnlich wegwarf und den er verbot anzufassen, und auf dem großen, mit meinen Papieren und Zeichnungen bedeckten Küchentisch wechselte ich die Papierbögen und ordnete die Schreibutensilien. An allen drei kleinen Fenstern der beiden Zimmer hingen an von mir gekauften Leisten schwere Spitzenvorhänge. Mutter hatte sie vor langer Zeit im Torgsin gekauft und für uns aufgehoben, sie träumte von einer neuen Wohnung. Doch wir kamen einfach nicht aus unserem Souterrain heraus.

Über uns wohnte ein Buchhalter mit Familie, dessen Frau, eingedenk ihrer Jugendjahre als Köchin bei einem unverheirateten General, eine entsetzliche finnische Sauberkeit im Haus kultivierte und zwar stark trank, die Buchhalterstochter jedoch, die, wie es hieß, zur Staatsanwältin ausgebildet wurde, mit aller Fürsorge erzog. In ihrer Wohnung bröckelten die Klosett- und Küchenwände nicht, der Boden war gestrichen und sauber, es gab Luft und Licht und war weder kalt noch feucht, wie in Massen anderer Wohnungen in der Stadt auch, und von einer davon träumten wir unentwegt. Für mich war es zu dunkel zum Zeichnen, Vater wurde von Rheuma geplagt, Filonow⁸ aber stand stundenlang für Petroleum an. Er hatte permanent zu wenig zu essen. Damals kamen Messinaapfelsinen, Zitronen, Oliven, Bananen nach Lenin-

grad. Im Haus des Filmes sang man: »Wie geht's der Karpfenbrut? – Ahoi! Merci, es geht uns gut!«⁹ Solche Karpfen waren Anzelowitsch¹⁰ <...> und andere. Da Filmausstatter keine Tantiemen bekamen, war an einen Wechsel der dunklen Wohnung, deren Boden auf der Höhe des Erdbodens lag und deren Küchenfenster auf den Müllkasten hinausgingen, nicht zu denken. Wiederholt betrachtete ich von Weitem Familien, die in guten Wohnungen wohnten und weniger Anspruch darauf erheben konnten als wir, und diejenigen, die nach dem Motto »Merci, es geht uns gut!« lebten – denn Filonow war bedürftig, und lange nicht alle waren so nützlich, wie sie lauthals von sich behaupteten. Das alles brachte mich zur Verzweiflung. Außerdem gab es womöglich einen weiteren Grund, der diese Stimmung auf die Spitze trieb und von dem noch die Rede sein wird. Damals konnte ich nicht daran denken, es hat mir schon immer an Hellsicht gefehlt. Dabei hätten die bestehenden Umstände ausgereicht, um bestimmte Gedanken zu hegen, die wahr werden würden. Doch ich konnte nicht daran denken, ich war beschäftigt.

Unsere Familie versammelte sich weiterhin jeden Abend, und die Zeit verging mit Lektüre. Vater las dermaßen gut vor, ich glaube nicht, dass jemand es besser gekonnt hätte – Dickens, Ostrowski, Sagoskin, *Das goldene Kalb* und *Zwölf Stühle*¹¹, Tschchow, Leskow, Maupassant usw. Am häufigsten Dickens, sodass Mis-

ter Toots oder Murdstone oder Dorrit¹² Leute waren, über die wir ständig redeten und nachdachten. Mutter nähte unterdessen, und ich zeichnete oft. Das war in meiner Kindheit eingeführt worden, in Rybniza: Am Hungertuch nagend, durch Schnee und Läusedeck abgeschnitten von aller Zerstreung und von den Menschen, die, jeder für sich, dem Leben hilflos gegenüberstanden, vergaßen wir nur zu gerne unsere eigenen Belange und befassten uns stundenlang – Vater bis zur völligen Erschöpfung, ich mit schlafloser Gier, Mutter nachsichtig – mit den Abenteuern von Gorenflot, Cucumetto, Heinrich IV., Chicot, Zagłoba, Sherlock Holmes, Pan Rupert und so weiter.¹³ Vater musste dafür Polnisch lesen lernen und es uns bringen, denn in Rybniza gab es kaum Lektüre in russischer Sprache, während der katholische Priester, der uns liebenswürdigerweise seine Bücher überließ, eine große polnische Bibliothek hatte.

Hier auf dem Sagorodny gewöhnten wir Rosa ans Lesen – fast jeden Abend. Das war ein tiefempfundenes Glück, doch es endete, als Lottotschka geboren wurde. Sie nahm jetzt alle Zeit in Anspruch, drei Monate lang bekamen Rosa und ich nachts keinen Schlaf. Und auch danach hatten wir noch keine Kraft, doch wir hofften, das würde wieder.

Rosa und ich kehrten nach einem Spaziergang von der Fontanka auf der rechten Seite der Tschernyschow-Gasse nach Hause zurück. Ich schob den Malleposte¹⁴.

Drei Rotarmisten, zu denen wir aufschlossen, konnten den Blick nicht von Lottotschka im Wagen losreißen. Sie war dick und sonnengebräunt und sehr fröhlich. Wie die meisten Passanten bezauberte sie auch die Soldaten, und die machten beifällige Scherze. Rosa freute sich, wie immer, wenn man Lottotschka Beachtung schenkte, obwohl das sehr oft passierte. Wir nannten sie Gargamelle¹⁵, und sie lachte darüber. Die Phase, als sie nächtelang nicht schlief, war vorbei. Es gab eine Zeit, als ich sie ganze Nächte bei mir im Bett behalten, sie auf meinem Bauch gewärmt hatte, <und> statt ihr zu essen zu geben, so viel sie wollte, trugen Rosa und ich sie durchs Zimmer und schaukelten sie – mit ihrem Schreien ließ sie Vater und Mutter nicht zur Ruhe kommen. Es stellte sich heraus, dass sie einfach zu wenig Milch bekam und die ganze Zeit hungrig war. Als Rosa ihr mehr gab, beruhigte sie sich sofort und nahm zu. Es war ein Fehler der Ärzte gewesen.

I.

Der Sommer verging mit dem Bau großer Kulissen für den Film *Vater und Sohn*¹⁶, und ich konnte an nichts anderes denken. Eines Morgens ging ich in die Küche – offenbar, um mich zu waschen. Etwas an dem Gespräch dort ließ mich innehalten. In der Küche war Mutter, sie kochte das Frühstück, hatte

sich jedoch vom Gasherd abgewandt. Ihr gegenüber stand Lena Korsakowa, unsere Nachbarin. Mir schien, als würde sie laut und unkontrolliert weinen. Auf jeden Fall merkte man, wie aufgewühlt sie war, das fuhr mir in die Glieder, meine Knie wurden schwach, und ich hielt inne. Sie sagte uns, gerade eben sei der Krieg erklärt worden. Rosa kam herein. Sie war sichtlich von Angst erfasst. Ihre Augen schauten gleichsam auf das, was kommen würde. Und genau das sah auch meine Mutter. Wir liefen auf die Straße, hofften auf einen Irrtum, doch in der großen Menschenmenge, die schweigend dastand, hieß es vereinzelt, dass bereits Städte brannten und Bomben fielen.¹⁷

In der letzten Zeit hatte mein Leben aus Hektik und, allem Anschein nach, aus Fehlern bestanden. Das Geld reichte nicht, und ich strengte mich an, mehr zu verdienen. Wir waren es gewohnt, gut zu essen. Anscheinend zwang ich Vater und Mutter dazu, obwohl sie gar nicht viel wollten. Im Studio sah ich ständig vollgefressene Leute. Während Rosa und ich zu Dreharbeiten in den Norden und in den Süden reisten, waren Vater und Mutter nicht ein einziges Mal auf einer Datscha.

Von diesen Datschen gab es unerträglich viele. Davor wuchsen Blumen, hingen Hängematten, spielten Kinder mit Gesichtern, auf denen sich schon die Mienen ihrer Eltern abzeichneten, und Grammophone verkündeten »Beim Samoware ich und meine

Mascha« oder »Und da stieg das Ufer hoch Katjuscha«. Halbnackte Weiber bereiteten Nahrung zu, ihre Männer lagen im Gras, die Zeitung über sich, und lasen Chlebnikow plus Puschkin und Majakowski. Dieselben Leute füllten die Trolleybusse und Datschenzüge. Ihnen fehlte das Gehör dafür, was man über sie dachte, oder dafür, was später kommen würde, sie kauften Fahrräder, Motorräder, Grammophone. Allerdings fehlte auch meinem Bewusstsein ein solches Gehör. Hier lebte man, wie in Moskau, tatsächlich leicht (die meisten), doch die Stadt war übervölkert und hektisch. Ich hätte mich auf den Reisen zu den Dreharbeiten erholen können, aber ich brachte es fertig, auch dort Gründe zur Unruhe zu finden, wenn ich einmal keine zwingenden, vielfältigen Gründe hatte, mich zu sorgen (was selten der Fall war). Vermutlich fanden sich diese kleinen Ursachen zu dem zusammen, was später kommen würde.

Wenn ich dann heimkehrte zu dem Zimmer mit den Kindern vorm Fenster, die Vater mit ihrem Spielen und Schreien permanent beim Schlafen störten, war ich zuerst unsagbar glücklich, Vater und Mutter zu sehen (und Rosa, wenn ich ohne sie weg gewesen war), weil Sehnsucht und eine schreckliche Unruhe mir zum Ende meines Fernbleibens buchstäblich das Herz zerrissen. Doch je mehr ich sah, wie wir wieder lebten, desto weniger konnte ich mich beruhigen. Unsere Fenster blickten auf den Kehrriechtasten. Wassili

Iwanowitsch, der Hausmeister, wohnte rechts von uns. Die Nachbarn von oben nahmen, wenn sie die Mäntel heraushängten, unseren Fenstern das Licht. Mutter lief auf den Markt und in die Bäckerei, und die Menge bedrängte und stieß sie. Vaters Mantel war zerschlissen. Ich mochte den Hof und die unter Vaters Fenster spielenden Kinder, hätte sie aber gerne weit fortgeschafft. Doch mit dem Herrgott war ich noch sehr ehrerbietig. Ich hoffte, uns würden noch einige Freuden gewährt.

Nach wie vor ergatterte ich unter großen Mühen Essen, und Mutter half mir dabei mit übermenschlichem Einsatz. Abends versammelten wir uns an unserem weißgedeckten Tisch, es gab Bier in den hellen Gläsern – davon hatten wir fünf Stück, ich glaube, Mutter hatte sie Nadjuscha abgekauft, für Rosa – oder Wein in den grünen, davon hatten wir sechs. Dazu Oliven, die Vater besonders mochte, oder Hering, gute Wurst oder Käse, der gewöhnliche Kartoffelsalat mit Zwiebeln und Sonnenblumenöl, langes Stangenweißbrot im Brotkorb. Oft kaufte ich auch Törtchen, Rosa schaffte nicht mehr als eins, Mutter versuchte auf jede erdenkliche Weise zu erreichen, dass wir mehr aßen, doch ich zwang sie zu essen. Und dann lasen wir (Vater las) oder gingen spät schlafen. So war es noch, als Rosa zu uns kam. In der letzten Zeit war alles schwieriger geworden. Verlegen leerten wir gemeinsam eine Flasche Bier. Vater zeigte an seinem Glas, wie viel ich